



Co-funded by the
Erasmus+ Programme
of the European Union



In-Cult



Wissensbereich

**Interviews zu deutschen
Kulturschätzen**

Ileu e.V., Deutschland

Die Unterstützung der Europäischen Kommission für die Erstellung dieser Veröffentlichung stellt keine Billigung des Inhalts dar, welcher nur die Ansichten der Verfasser wiedergibt, und die Kommission kann nicht für eine etwaige Verwendung der darin enthaltenen Informationen haftbar gemacht werden.

Stolpersteine: ORTE ZUM SPRECHEN BRINGEN



Das Interview mit Dr. Nicola Wenge, DZOK (Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm e.V.) führte Bertram Wegemer

Wieso sind diese Stolpersteine ein wichtiger Teil deutscher Erinnerungskultur?

Die Grundidee der Stolpersteine ist, dass Menschen über Schicksale und Namen von Menschen stolpern. Von Menschen, denen in der Geschichte genau an diesem Ort, zu Zeiten des Nationalsozialismus, unvorstellbares Leid widerfahren ist. Die Stolpersteine schaffen einen Brückenschlag zwischen der Lebenswelt der Menschen heute und der Menschen von damals. Das ist eine Aufgabe von Gedenkstättenarbeit im Allgemeinen, dass sie Zeitzonen schaffen, in denen Menschen verstehen können, was war. Dass wir die Orte zum Sprechen bringen. Allerdings müssen wir auch die Hintergründe und die Geschichten erzählen.

*Der erste Stolperstein in Deutschland wurde 1992 in Köln von dem Künstler **Gunter Demnig** verlegt. Wie stehen Sie persönlich zum Engagement dieses Künstlers?*

Ich habe einen Riesenrespekt vor seiner Lebensleistung, dass er sehr uneitel eine künstlerische Form der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus gefunden hat, die viele zum Nachdenken anregt und motiviert, sich für die Erinnerungskultur einzusetzen. Das finde ich großartig – ganz persönlich, aber auch als Leiterin eines lokalen NS-Dokumentationszentrums, das sich ja genau mit diesen Fragen beschäftigt.

In Ulm wurden die ersten 14 Steine im Mai 2015 verlegt. Wie war die Reaktion?

Die Stadt war am Anfang gar nicht so ganz begeistert, weil damals ein Gedenkbuch für die Opfer des Holocaust in Arbeit war. Wobei es ja wichtig und sinnvoll ist, eine wissenschaftliche Grundlage zu schaffen für die Erinnerung. Wir haben dann in einigen Runden mit Beteiligten überlegt, wann und wo ein guter Moment wäre, die Stolpersteine zu verlegen. 2015 ist die erste Verlegung gewesen, und die Reaktionen der Stadt darauf waren unglaublich positiv. Es hat sich auch gezeigt, dass das nicht eine Eintagsfliege war, sondern dass es ein kontinuierliches Interesse von Bürger*innen gibt, die die Stolpersteine bis heute begleiten. Es gab ja in anderen Städten durchaus mal Streitigkeiten mit Hauseigentümern, die nicht wollten, dass Stolpersteine vor ihren Anwesen verlegt werden. Das hatten wir überhaupt nicht.

Beteiligt sind aber nicht nur der Künstler, die Stadt und die Organisatoren...

Ja, für eine Gruppe sind die Stolpersteine unglaublich wichtig, das sind die Angehörigen der Opfer. Ich finde es bemerkenswert, dass es der Initiative und dem

Dokumentationszentrum immer wieder gelingt, Kontakt aufzunehmen und diese Gruppe auch zu betreuen. Und dass sich Menschen auf den Weg machen, um an so einer Stolpersteinverlegung teilzuhaben. Das ist ganz wichtige ehrende Geste und allein dafür lohnt sich dieses Projekt schon. Ich glaube, es wurde lange Zeit unterschätzt, wie wichtig die Verbindungen der zweiten und dritten Generation zu den Städten sind, aus denen ihre Vorfahren vertrieben wurden, in denen sie verschleppt und ermordet wurden. Es ist wichtig, dass es heutzutage Menschen gibt genau in dieser Stadt, in der die Verbrechen passiert sind, die sich nicht nur von den Verbrechen der Nationalsozialisten distanzieren, sondern mit den Stolpersteinen auch eine Art Ehrung der Personen vornehmen, die vom NS umgebracht wurden. Ihre Geschichte, ihre Existenz sollte aus der Geschichte gelöscht werden. Und genau deshalb haben die Stolpersteine, haben die Biographien hinter den Namen eine wichtige Funktion.

Wie werden die Stolpersteine heute, in einer Zeit des wieder erstarkenden Rassismus, in der Stadt aufgenommen?

Die Stolpersteine haben sich als selbstverständlicher Bestandteil der Erinnerungskultur etabliert, genau wie die KZ-Gedenkstätte Oberer Kuhberg, genau wie viele andere Initiativen und Mahnmale, die es in der Stadt gibt. Da sehe ich eigentlich keine Verschlechterung der Situation. Es gibt ja im Zusammenhang mit den so genannten Corona-Spaziergängen durchaus immer wieder mal Angriffe auf die Erinnerungskultur oder ganz schräge Diktatur-Vergleiche, auch Vereinnahmung von Opfern. Aber davon sind bisher nicht die Stolpersteine betroffen.

Wie ist denn die Zusammenarbeit mit anderen Organisationen und mit den Angehörigen der Opfer?

Das Stadtarchiv ist auch immer beratend dabei, wenn es darum geht, historische Hintergründe zu klären. Das ist ganz wichtig, und die Stadt habe ich ja schon erwähnt, die in praktischen, organisatorischen und ideellen Fragen hilft. Immer wieder sind aber auch andere Einrichtungen eingebunden. Zum Beispiel das Theater Ulm, wenn dann etwa auch mal Schauspieler bei einer Verlegung aufgetreten sind. Und natürlich können wir als DZOK an dem Kontaktnetz mit den Angehörigen mit knüpfen.

Wie kann man die Botschaft der Stolpersteine weitertragen?

Die Stolpersteine sprechen ja nicht alleine. Wir müssen den Menschen die Hintergründe liefern. Wir müssen die Geschichten erzählen, die Orte zum Sprechen bringen. Die Ulmer Stolperstein-Initiative stellt beispielsweise die Biografien derjenigen ins Internet, deren Namen auf den Steinen stehen. Dann hat man nicht nur die Namen und die Daten der Personen, sondern erfährt auch etwas über die Persönlichkeit, über die Familiengeschichte. Wir müssen dabei Kommunikationskanäle einbinden, die junge Menschen nutzen. So sind wir etwa auch auf Instagram. Viele der Jüngeren wissen ja gar nicht mehr, was ihre Vorfahren im Nationalsozialismus gemacht haben. Viele kommen aber auch aus anderen Kulturen zu uns und da müssen wir Bezüge schaffen: Warum ist dieses Thema in unserer Gesellschaft so wichtig?

Die Kultur der Backhäuser in Baden-Württemberg



Das Interview mit Dr. Wolfgang Doster wurde von Betram Wegemer geführt.

Dr. Wolfgang Doster ist Experte beim Thema Backhäuser, er hat sich die Backtraditionen in den Donauländern genauer angeschaut. Verlinkung: <https://bread-connects.tastes-of-danube.eu/brotbackhaeuser/>

Herr Doster, wieso sind gerade in Württemberg so viele Backhäuser entstanden?

Nach unseren Recherchen begann die Geschichte der Backhäuser im mitteleuropäischen Raum vor circa 400 Jahren. Fast jede Bauernfamilie hatte damals einen Backofen innerhalb des eigenen Hofes. Die meisten Familien buken ihr Brot aus selbst angebautem Weizen, Dinkel-, Roggen oder anderem Mehl. Allerdings führte das Backen in den Höfen oft zu verheerenden Hausbränden und Brandkatastrophen. Die Württembergische Feuerschutzbehörde verbot deshalb 1808 das Backen im eigenen Hof. Fortan sollten Gemeindebackhäuser am Ortsrand für ausreichend Brandschutz sorgen. Das wurde so nicht eingehalten, aber es entstanden mit der Zeit zunehmend zentrale Backhäuser in der Ortsmitte, oft in der Nähe der Kirche oder des Rathauses, die gemeinschaftlich genutzt wurden. Die Dorfbewohner sammelten zusammen Holz und heizten den Ofen an, so konnten sie damit Zeit und Holz sparen.

Wie war die Nutzung der Backhäuser denn organisiert?

Es gab oft eine Backmeisterin oder einen Backrufer, der von der Gemeinde beauftragt war, am sogenannten Backtag den Backvorgang zu organisieren, die Arbeit zu verteilen und den Backvorgang zu überwachen. Weil die Öfen im Backhaus sehr einfach und von Dorf zu Dorf unterschiedlich gebaut waren, brauchten die Backmeister*innen viel Erfahrung, um gutes Brot zu backen. Aber nicht zu unterschätzen ist auch der soziale Faktor, Backhäuser waren Orte der Gemeinschaft. Deshalb, so vermuten wir in unserer Arbeitsgruppe, wurden die Backhäuser in sozialistischen Staaten verboten.

Wieso das?

Backhäuser waren ein Ort lebhafter Interaktion zwischen verschiedenen Dorfbewohner*innen. Beim Warten, bis man an der Reihe ist oder das Brot gebacken ist, entstand viel soziale Interaktion. Die Leute, vor allem die Frauen, tauschten Neuigkeiten aus, besprachen Dinge des dörflichen Alltags und der Arbeitsorganisation, aber nebenbei wurde auch viele Dinge des Gemeindealltags geregelt. Vermutlich waren deshalb die Backhäuser in Zeiten des Kommunismus verboten, weil sie Gemeinschaftsorte ohne staatliche Kontrolle hätten sein können, wo die Menschen sich organisieren. Es könnte aber auch sein, dass die Bedeutung der (Groß-)Familie in den osteuropäischen Ländern größer ist und deshalb die Backöfen eher auf familiär genutzten Grundstücken existierten.

Wer betreibt die Backhäuser?

Heute sind es meist Vereine, die die Nutzung der Backhäuser regeln und das Leben rund um das Backhaus gestalten. Daraus sind viele neuere Traditionen entstanden, zum Beispiel Backhausfeste, die oft viele Menschen aus der ganzen Umgebung anziehen. Hier verbinden sich für die Dorfgemeinschaft ökonomische, ökologische und soziale Komponenten. Backhäuser sind also nicht nur Orte zur Fertigung des Grundnahrungsmittels Brot, sondern Orte mit lokalen Bräuchen und Festen, die gemeinsam vorbereitet und durchgeführt werden, mit vielen ortstypischen Gebäcken, wie dem Brittlekuchen, dem Platzkuchen und vielerorts dem Zwiebelkuchen.

Mit den heutigen Techniken wird Brot schnell und kostengünstig von Konzernen gebacken. Dennoch haben viele Dorfgemeinden Geld aufgebracht, um in zum Teil gemeinsamer Arbeit alte Backhäuser zu restaurieren und wieder in Gang zu setzen oder neue zu bauen. Was ist die Motivation für die Wiederbelebung der Backhäuser?

Die Backhäuser unterliegen einem Funktionswandel. Früher musste das Brot dort für die jeweilige Großfamilie gebacken werden. Heute kann man überall in Deutschland sehr günstig Brot kaufen. Die Motivation heute hat einen ökologischen Hintergrund. Die Backhausbetreiber möchten ein Brot aus Sauerteig, das sich länger hält und ohne künstliche Zusatzstoffe erzeugt wird, zum Beispiel ein herzhaftes Bauernbrot mit dicker Kruste. Sowas findet man im Supermarkt nicht. Ein Ofen fasst bis zu 40 Brotlaibe auf einmal. Deshalb sind Backhäuser auch heute eine Art sozialer Kit. Die Bewohner*innen der Gemeinden kommen zusammen und backen zusammen ihre Brote. Im Alltag arbeiten die meisten in ganz unterschiedlichen Berufen, oft auch an anderen Orten und unter sehr verschiedenen Bedingungen. Das Backhaus führt alle zusammen. Brot ist für die „Backhäusler“ auf jeden Fall nicht nur Grundnahrungsmittel, sondern steht auch für Gemeinschaft, Teilen und Verantwortung für alle.

Männer im Dreivierteltakt



Das Interview mit Franz-Josef Heinle wurde von Rebekka Antoniadou geführt.

Männer tanzen den *Schuhplattler*, was *auf die Schuhe klatschen* bedeutet. Einer der das seit 50 Jahren macht ist Herr Franz-Josef Heinle. Er ist 62 Jahre, von Beruf Landwirt und Zimmermeister und langjähriger Vorplattler im Heimatverein Thalkirchdorf:

Herr Heinle, warum heißt der Tanz Schuhplattler?

Platteln heißt *auf die Schuhe klatschen*. Aber es ist viel mehr als das. Man klatscht mit den Händen rhythmisch auf die Oberschenkel, auf die Schuhsohlen vorne, hinten und überkreuzt und stampft mit den Schuhen auf den Boden. Es gibt zwölf verschiedene Schläge beim Schuhplattler. Diejenigen, die schon etwas besser tanzen, sind die Vorplattler. Sie tanzen vor und die Schüler versuchen, die Schrittfolgen nachzuplatteln.

In welchem Alter erlernt man das Platteln?

Schon Dreijährige beginnen mit einem einfachen Figurentanz. Einer heißt „drei lederne Strümpfe“. Dabei klatschen sich die Jungen auf die Schenkel und in die Hände, dann geben sie sich abwechselnd die rechte und die linke Hand und zwischendurch drehen sie sich. Mit der Zeit kommt dann das Platteln dazu.

Was ist das Besondere am Schuhplattler?

Der Wechsel vom Paartanz mit den Frauen zum Solo der Burschen. Wenn dieser Wechsel gut funktioniert, dann ist das ein wunderbares Gefühl. Auch, dass wir in unserer traditionellen Tracht platteln. Das verbindet. Die Frauen tragen ihre schönen Dirndl und wir unsere Lederhosen. Wenn wir dann beim Tanzen laut jauchzen und jubeln und das Publikum mitgeht, dann ist es schon sehr besonders.

Was ist das Schwierigste an diesem Tanz?

Ein guter Plattler sollte ein gutes Taktgefühl und Gespür für den Rhythmus haben. Außerdem braucht man eine gute Kondition, Koordination und Gelenkigkeit. Beim Platteln hüpfte man abwechselnd von einem Fuß auf den anderen, beugt dabei auch ab und zu die Füße nach oben, um mit den Händen auf die Schuhe zu klatschen. Das kann ganz schön anstrengend sein. Mit der Zeit wird es aber immer leichter, je mehr man übt.

Was trägt man beim Tanzen?

Wir tragen Tracht. Jede Gemeinde hat ihre eigene. Da die Tänzer auch aus verschiedenen Gemeinden kommen, stattet unser Heimatverein in Thalkirchdorf die

Tänzer für die Auftritte mit einheitlichen Trachten aus. In unserem Fall die Allgäuer Gebirgstracht. Wir tragen eine kurze schwarze Hirschlederhose. Wenn wir mit unseren Händen auf das Leder klatschen, macht das einen besseren Sound. Mit der kurzen Hose können wir die Knie besser beugen. Außerdem tragen wir noch Hosenträger aus grünem Tuch mit handgesticktem Edelweiß, ein weißes Hemd, graue Kniestrümpfe und einen Lodenhut mit Gamsbart. Mit den Haferlschuhen aus Leder kann man wunderbar laut auf den auf den Boden stampfen.

Woher kommt der Tanz? Können Sie uns ein wenig über die Geschichte des Tanzes erzählen?

Er wird seit Mitte des 19. Jahrhunderts getanzt. Er begann als Paartanz, wobei der Partner improvisiert und plattelt, um der Partnerin zu imponieren. Frauen und Männer tanzen seither bei Heimatabenden, Dorf- und Bergfesten, Vereinsjubiläen von befreundeten Nachbarvereinen, an Maifesten nach dem Maibaumaufstellen, aber auch bei privaten Festen. Normalerweise tanzt man in Vereinen bis man heiratet, aber einige machen danach weiter, so wie ich als Vorplattler. Der Tourismus hat den Tanz noch mehr belebt. Überall im Allgäu sind immer mehr Plattlergruppen entstanden.

Herr Heinle, denken Sie, dass der Schuhplattler tatsächlich ein wichtiges und schützenswertes Kulturgut ist oder ist es mittlerweile ein reiner Showtanz?

Der Tanz ist deshalb schützenswertes Kulturgut, weil es die Menschen generationenübergreifend verbindet. Jung und Alt treffen sich zum Üben, feiern gemeinsam, reisen zu anderen Gemeinden, um zu Tanzen. In traditioneller Tracht auf der Bühne zu platteln, wenn die Zuschauer tobend mitgehen, ist eine überwältigende Erfahrung. Das ist reine Lebensfreude. Das motiviert viele junge Menschen dem Verein beizutreten, danach packt sie der Tanz und die Tradition bleibt erhalten.

Fastnacht und Karneval – Mummenschanz oder Grundbedürfnis?



Das Interview mit Professor Dr. Werner Mezger wurde von Horst Buchmann geführt

Professor Dr. Werner Mezger habilitierte sich 1989 mit einer Schrift zur Narrenidee und zum Fastnachtsbrauch. Seit 1996 ist Mezger Professor für Volkskunde in Freiburg im Breisgau und Direktor des dortigen Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa.

Was ist charakteristisch für die schwäbisch-alemannischen Narrenorte? Ist der Grundtenor derselbe oder gibt es große Unterschiede?

Der Grundtenor ist sicher derselbe. Die Leute im schwäbisch-alemannischen Raum wollen sich nicht betrinken. Sie wollen Freude haben, aber auch Freude vermitteln. Sie haben über die närrischen Tage hinaus einen Zusammenhalt und engagieren sich das ganze Jahr über. Zum Beispiel jetzt bei Hilfsaktionen für die Ukraine. Ein ganz starkes Gemeinschaftserlebnis ist überall vorhanden. Heutzutage ist es aber auch das Erleben einer gewissen Zeitlosigkeit. Der Faktor Zeit spielt eine wichtige Rolle. Die Zeit ist für uns stark aus den Fugen geraten. Sie hat den Rhythmus verloren. Man macht die Nacht zum Tage, man geht im Sommer zum Gletscherskifahren, im Winter in die Karibik. Auch die Woche hat keine Taktung mehr. Die Fastnacht ist hingegen ein Fixpunkt im Jahresablauf. Man lebt darauf zu, wenn sie bevorsteht. Man zehrt davon, wenn sie vorbei ist.

Was unterscheidet die Schwäbisch-Alemannische Fasnet vom Karneval?

In Köln gab es bis zur Französischen Revolution nahezu den gleichen Mummenschanz wie im Süden. Überall waren die frühesten Maskierungen Teufelsgestalten, erst später wurden die Kostümierungen freier. In der Aufklärung und durch die napoleonischen Veränderungen der Welt brach das Feiern schließlich in sich zusammen. Später, unter den Preußen, wagten die Kölner vorsichtige Versuche der Wiederbelebung durch die Einführung von Thementumzügen mit romantisierendem Charakter. Der „Held Carneval“ hielt Einzug in die Stadt und wurde mit Prinzessin Venezia verheiratet.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts, konkret um 1848, wurden den Menschen dann erstmals soziale Verwerfungen in der Fastnacht und im Karneval bewusst: Die einfachen Leute konnten an den vornehmen Bällen gar nicht teilnehmen. Sie fühlten sich nur noch als bloße Statisten bei den Umzügen, die federführend von der Haute Volée konzipiert wurden.

Das war im Rheinland gleich wie im alemannischen Raum. Auch in Rottweil fühlten sich die einfachen Leute in der Fastnacht von den Höhergestellten bevormundet, weil sie nur noch deren Ideen bei Thementumzügen umsetzen durften. Dies führte schließlich 1870 dazu,

dass die Rottweiler Handwerker einfach ihre alten Narrenkleide wieder aus den Schränken und Truhen hervorholten. Diese Rückentwicklung zum einstigen Mummenschanz gab es in Köln nicht. Um die verschiedenen Gesellschaftsschichten im Karneval aber dennoch zusammenzubringen, entdeckten die Kölner das Singen. Bis heute wird im Karneval nirgends mehr gesungen als in Köln.

Woher kommt eigentlich das Grundbedürfnis des Feierns der Fastnacht?

Zunächst war die Fastnacht ein Wirtschaftsbrauch. Zu Beginn der Fastenzeit war Schluss mit dem Verzehr bestimmter Speisen. Kein Fleisch und keine Milchprodukte. Das Schlachten von Großvieh konnte man einstellen, das war kein Problem. Hühner landeten in den Suppentöpfen des Adels. Der Restbestand legte dennoch Eier. Beim Feiern der Fastnacht kamen andere Dinge hinzu. Da wurde gesungen, getanzt, Theater aufgeführt. Bis zum 15. Jahrhundert hatte die Kirche die Fastnacht nicht kritisch gewertet. Die Theologen gestanden den Leuten vor der Fastenzeit noch eine Art Ventil zu, bevor sie in die Abstinenzzeit eintraten. In Analogie zu Augustinus setzten sie später die Fastnacht mit dem Teufelsstaat und die Fastenzeit mit dem Gottesstaat gleich. Als früheste bekannte Fastnachtmaskierungen entstanden folgerichtig Teufel.

Was macht die Fasnet mit jemandem, der im Umzug mitläuft?

Jedes Jahr stellt man sich als aktiver Narr die Frage, warum man das eigentlich macht. Du läufst da beispielsweise in Rottweil die Stadt hinunter im Kleidle und mit Maske und wirst von den Leuten angeguckt wie eine prämierte Kuh. Allmählich wirst du dir dann darüber klar, dass sie dich ja gar nicht erkennen. Das eröffnet ganz neue soziale Möglichkeiten. Du kannst als Narr Unmaskierte mit einem vertrauten „Du“ anreden, zu denen du im normalen Leben gar keinen Kontakt hast. Man kann etwa lokale Prominente in lustige Gespräche verwickeln und ihnen „aufsagen“, das heißt ihnen ihre eigenen Narrheiten unter die Nase reiben, die sie sich das Jahr über geleistet haben. Unter der Maske ist man ein anderer. Man kann gewissermaßen aus einer ganz neuen Perspektive an seiner Alltagswelt teilnehmen.

Können Interessierte aus Bulgarien oder Rumänien diese Art von Fastnacht oder Karneval überhaupt verstehen?

Sehr wohl! Gerade die süddeutschen Masken und Verkleidungen sind rumänischen und bulgarischen Betrachtern alles andere als fremd. Bulgarien hat mit den sogenannten „Kukeri“ und „Survakari“ eine ungeheure Fülle an fastnächtlichen Maskengestalten. In Rumänien, genauer gesagt in Siebenbürgen, gibt es sogar eine Fastnachtstradition, die schwäbisch-alemannischen Bräuchen zum Verwechseln ähnlich sieht. Das sind die sogenannten Urzeln aus Agneteln (rumänisch Agnita), deren schwarze Flecklesgewänder und Fuchsschwänze wie die Häser der Überlinger Hänsele aussehen. Fastnachtsfiguren wie bei uns gibt es in zwanzig Ländern Europas. Sie reichen von Spanien bis ans Schwarze Meer, von Sizilien bis England. Und wenn man ihnen begegnet, haftet ihnen so etwas wie ein Hauch von Ewigkeit an: Die Masken bleiben immer gleich jung, nur die Träger darunter altern. Wenn ein Narrenkleid vererbt wird lebt der Verstorbene in seiner einstigen Maske und dem dazugehörigen Häs weiter.

So gesehen ist Fastnacht nicht nur Jubel, Trubel, Heiterkeit, sondern kann auch sehr nachdenklich machen und durchaus zu Herzen gehen.

Schwörmontag



Das Interview mit Dr. Litz (Leiterin des Sachgebietes Mittelalter und Frühe Neuzeit am Haus der Stadtgeschichte – Stadtarchiv Ulm) wurde von Ildiko Dobrescu geführt.

Warum ist der jährliche Ulmer Schwörmontag für die Stadt so wichtig?

Er ist so wichtig, weil er auf eine sehr, sehr lange Tradition zurückgeht bis ins Jahr 1345, das Selbstverständnis der Ulmer Bürgerschaft prägte, Kontinuitäten und Brüche hatte und bis heute das größte Stadtfest der Ulmer darstellt.

Seit wann gibt es den Schwörmontag?

Er erinnert an die alte reichstädtische Verfassung, die hieß hier in Ulm Schwörbrief. Für die Reichstadt haben wir drei verschiedene Schwörbriefe, der älteste ist von 1345. Diese Schwörbriefe sind Verfassungen, sie dokumentieren die Kompromisse, die zwischen den Patriziern, den Stadtadligen, und den Zünften, den Handwerkern, den Kaufleuten und Krämern, gefunden wurden, um diese Stadt zum Wohl aller in friedlicher Koexistenz zu gestalten und eine Stadtregierung zu bilden, den reichsstädtischen Rat. Da gibt es in den ersten beiden Schwörbriefen von 1345 und von 1397, dem sogenannten Großen Schwörbrief, eine Mehrheit der Zünfte im Ulmer Rat. Diese Verfassung setzte Kaiser Karl V. im Zuge der Reformation 1548 ab. Mit dem sog. Neuen Schwörbrief von 1558 konnten sich die Ulmer erneut ihren Verfassungstag erkämpfen, allerdings bekamen nun die Patrizier die Mehrheit im Rat. 1802 änderte sich das allerdings.

Was ist dann passiert?

Nach 1802 war dies nicht mehr möglich, weil Ulm keine eigenständige Stadt mit eigener Souveränität mehr war, sondern bis 1810 eine bayerische und danach eine württembergische Stadt war. Nach 1802 gab es keinen Schwörmontag im eigentlichen Sinne mehr. Erst 1933 griffen die Nationalsozialisten die Schwörmontagstradition wieder auf, allerdings mit einer anderen Akzentsetzung, die ihren propagandistischen Zielen dienen sollte.

Wie ging es nach dem Zweiten Weltkrieg weiter?

Im August 1949 erfolgte in den Ruinen Ulms eine erneute Wiederbelebung des Schwörmontags, nunmehr trat das demokratische Element in den Vordergrund. Bis

heute sind der ganze Stadtrat und viele Ulmer Bürger*innen auf dem Weinhof versammelt, wenn der Bürgermeister eine Art Rechenschaftsbericht ablegt und ihn dann nach alter Tradition mit der Schwörformel aus dem ersten Schwörbrief von 1345 beendet: „Reichen und Armen ein gemeiner Mann zu sein in allen gleichen, gemeinsamen und redlichen Dingen ohne Vorbehalt

Wie wird es gefeiert, wer organisiert den Schwörmontag?

Zuerst befand sich am Weinhof in Ulm nur ein kleines Häuschen, an dessen zweigeschossigem Vorbau der Schwörakt abgehalten wurde. Der Bürgermeister, sein Ratsschreiber und die Mitglieder des Rates versammelten sich nach der Ratswahl auf dessen oberer Arkade. Im 17. Jahrhundert wurde an dieser Stelle ein großes Schwörhaus gebaut. Die Ulmer sind die einzigen, die extra ein Schwörhaus bauen ließen für diesen Verfassungsakt, für die Feier dieses politischen Tages, an dem der Stadtschreiber den Text der Verfassung der Bevölkerung vorlas und der dann von Stadtregierung und Stadtvolk beschworen wurde. Danach gab es immer schon Feierlichkeiten, aber der eigentliche wirkliche Anlass war ein politischer Akt.

Ist der Schwörmontag ein Fest für alle, die Bock haben auf tagsüber Saufen oder für die Elite der Stadt, die vor dem Schwörhaus ihre eigene Bürgerlichkeit zelebriert?

Der Schwörmontag ist ein Fest für alle, ja, und darüber hinaus auch für Gäste. Das mit dem Saufen hat lange Tradition - es gibt Hinweise, dass das mit dem Feiern auch im Mittelalter übertrieben wurde, es gehört wie bei allen Festen wahrscheinlich dazu. Das ist jedoch nicht der einzige Inhalt des Tages, es steht nicht im Vordergrund. Mitmachen können alle, vom Besuch des ernsthafteren Teils am Weinhof, der politischen Rede, bis zu den zahlreichen Veranstaltungen danach.

Haben Sie nicht den Eindruck, dass die Jugendlichen den Sinn dieses Feiertages verlieren?

Die Jugendlichen sehen die Feierlichkeiten; sie gehen nicht zu einem Verfassungsakt. Sie werden aber herangeführt und je älter sie werden und in der Stadtgesellschaft bleiben, desto wichtiger wird dann – hoffentlich – dieser Teil der Feier. Die Ulmer Schüler*innen können an Führungen und Unterrichtseinheiten teilnehmen, werden über den historischen und politischen Hintergrund unterrichtet und nehmen dies im Gepäck mit in der Hoffnung, dass sie dann später für die Demokratie eintreten und sich für die Mitgestaltung der eigenen Kommune stark machen. Es ist ein schöner Tag, um die Stadtgesellschaft und ihren Zusammenhalt zu zeigen und gleichzeitig die Vielfalt des Lebens, was in Ulm alles los ist, einzufangen.